

**HEYNE <**

## Das Buch

Das Wasser trägt Danny, lässt ihn die Welt um sich herum vergessen. Lässt ihn atmen. Träumen. Schürt seinen Ehrgeiz. Ein Stipendium öffnet dem Working-Class-Sprössling die Tür zu einer Eliteschule. Er trainiert härter als alle anderen und gewinnt schließlich deren Anerkennung. Eine kurze Zeit lang scheint ihm die Welt offen zu stehen. Doch dann scheitert er. An seinen Erwartungen und an denen der anderen. Selbstmitleid zieht ihn immer weiter nach unten, lässt ihn zweifeln und aggressiv werden. Bis er die Kontrolle verliert.

## Der Autor

Christos Tsiolkas, geboren 1965 im australischen Melbourne als Sohn griechischer Einwanderer, arbeitet u.a. für Theater und Fernsehen. Sein Roman *Nur eine Ohrfeige* sorgte über Australien hinaus für Furore, wurde mit dem Commonwealth Writers' Prize bedacht, für den Man Booker Prize nominiert und als Fernsehserie verfilmt. Tsiolkas lebt in Melbourne.

## Lieferbare Titel

*Nur eine Ohrfeige*

Christos Tsiolkas

# BARRAKUDA

Roman

Aus dem Englischen  
von Barbara Heller

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel BARRACUDA  
bei Allen & Unwin, Australien



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Pamo House* liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2015  
Copyright © 2013 by Christos Tsiolkas  
Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe by Klett Cotta – J.G. Cotta'sche  
Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart  
Copyright © 2015 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2015  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,  
nach der Originalcovergestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg  
Umschlagmotiv © H el ene Desplechin/Getty Images  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, P obneck  
ISBN: 978-5-455-41829-5

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Und nun erzähl es mir  
in anderen Worten,  
sagt die ausgestopfte Eule  
zur Fliege, die summend  
mit dem Kopf  
die Fensterscheibe zu durchbrechen sucht.*

Miroslav Holub



ERSTER TEIL

EINATMEN





ALS DER REGEN AUS DEN EISCHNEEWOLKEN strömt, die zu zart scheinen für solch einen Wolkenbruch, erstarre ich. Die schweren Tropfen treffen zischend auf das verdorrte Gras. So muss sich eine Schlangengrube anhören, denke ich. Es schüttet wie aus Eimern, obwohl der Himmel noch blau ist, die Sonne noch scheint. Die Glasgower flüchten kreischend aus dem Wasser an den Kiesstrand, drängen sich unter den Bäumen zusammen, laufen zu ihren Autos. Bis auf den pummeligen jungen Mann mit der schottischen Flagge auf dem Bizeps, gekreuzten weißen Balken auf blauem Grund. Grinsend und mit ausgebreiteten Armen steht er bis zu den Knien im Wasser, heißt den Regen willkommen, bietet ihm die Stirn.

Genauso plötzlich hört es wieder auf zu regnen, und alle kehren nach und nach an den Strand zurück. Zwei kleine Jungen rennen an mir vorbei und stürzen sich in den See. Ein Mädchen im Teenageralter wirft die Zeitschrift beiseite, unter der sie Schutz gesucht hat, holt eine Puderdose hervor, pudert sich Wangen und Nase und malt sich die Lippen rosa wie Zuckerwatte. Irgendjemand spielt wieder Musik – »When love takes over« schallt es durch das Tal. Ein bleicher, spindeldürrer Jugendlicher mit kaputten Zähnen und einem fettigen schwarzen Wuschelkopf hechtet an mir vorbei ins Wasser. Kristallklare Fontänen spritzen den Typ mit dem Tattoo nass, und er packt seinen Freund, umklammert ihn von hinten und taucht ihn unter, setzt sich auf ihn, lacht. Eine Frau ruft vom Strand her: »Geh runter da, Colm, geh da runter!«

Der pummelige Typ steht grinsend auf, der dünne Junge rappelt sich hoch und spuckt Wasser.

Alle Mädchen und Frauen tragen Bikinis, alle Jungen und Männer Shorts, einige ein Unterhemd. Außer mir: Ich habe Jeans an und darüber zwei Schichten, ein T-Shirt und ein ausgebleichtes altes Hemd.

Die Sonne erscheint mir schwach. Stärker als nur angenehm kann sie nicht werden, sie kann nicht brennen, sie bringt keine Kraft auf.

»Dan, ich kann nicht dorthin zurück. Da ist alles zu weit weg.«

Clydes Worte sind mir den ganzen Tag im Kopf herumgegangen. *Zu weit weg.*

In dem Restaurant gestern Abend haben wir ein Gespräch am Nebentisch mit angehört. Drei Paare saßen dort, ein schottisches, ein englisches und ein deutsches, alle Ende fünfzig, die Männer mit Bauch und Bart, die beiden Engländerinnen mit frisch geschnittenen Bobfrisuren, die Deutsche mit einem langen, ungepflegten grauen Pferdeschwanz. Sie hatte aufgeschaut, als wir zu streiten anfangen, als ich laut wurde.

»Und ich kann hier nicht leben!«

»Warum nicht?«

»Weil für mich hier alles zu weit weg ist.«

Wütend sahen wir uns über den Tisch hinweg an. Einer von uns musste klein begeben. Einer von uns musste gewinnen. Der junge Ober brachte den Hauptgang, und wir machten uns in grimmigem Schweigen darüber her.

Unsere Nachbarn schienen alte Studienfreunde zu sein. Ihre lebhaftere Unterhaltung und ihr lautes Gelächter überrollten uns förmlich. Ich schlang mein Essen hinunter – die Soße auf dem Steak war nichts als Salz und zerlassene Butter – und war als Erster fertig. Ich schob den Teller zurück und machte mich auf den Weg zur Toilette. Hinter mir hörte ich die Freunde streiten. Offenbar trafen sie sich alle zwei Jahre in einer anderen Stadt. Für das nächs-

te Mal drängte die Deutsche auf Barcelona, der Schotte wollte nach Kopenhagen, der Engländer war für London.

Als ich zurückkam, blieben Clyde und ich höflich, distanziert.

»Sie haben abgestimmt, und jetzt sind nur noch Barcelona und Kopenhagen im Rennen.«

»Echt? Sogar der Engländer hat gegen London gestimmt?«

»Ja, sogar der hat gemerkt, was für eine Scheiß-Schnapsidee das war.«

Da mussten wir lachen, das komplizenhafte Lachen zweier Liebender, eine Friedensfahne. Ich schaute zu dem Tisch hinüber, und die Deutsche lächelte mir achselzuckend und gespielt verärgert zu.

»Barcelona«, rief ich den Freunden zu, »ich würde nach Barcelona fahren, da ist das Essen besser.«

Der Engländer tätschelte seinen dicken Bauch. »Wir brauchen nicht noch mehr gutes Essen, davon haben wir schon genug!«

Da lachten wir alle.

Clyde beugte sich zu mir. »In Australien wäre so was nicht möglich.«

Ich antwortete nicht. Es stimmte, und mein Schweigen bestätigte es.

»Es ist zu weit weg, Dan, ich kann da nicht wieder hin.«

Er hatte recht. Ich hatte verloren.

Und dann kamen die Worte, tief aus meinem Innern, wurden ausgesprochen, ohne dass ich etwas dazutat, kamen heraus wie eine Verwünschung. Ich flüsterte: »Und ich, Clyde, ich kann nicht hierbleiben.«

In dieser Nacht sagte er im Bett, er wolle meine Haut nicht an seiner haben, er ertrage meine Berührung nicht. Ich rutschte gehorsam an den Rand, doch bald spürte ich, dass er näher kam, und dann schlangen sich seine Arme um meine und fesselten mich an ihn. Die ganze Nacht hielt er mich so, und die ganze Nacht konnte er nicht aufhören zu weinen.

Der pummelige Typ hat einen Sonnenbrand auf Nacken und Schultern. All die Glasgower, die am Loch Lomond sonnenbaden, planschen, herumschlendern, sich küssen, essen und trinken, alle haben sie rosa Schultern, rosa Gesichter, rosa Nacken und Arme. Eine einzige indische Familie ist da – sie essen Sandwiches von Tesco – und ein schwarzes Mädchen, das ich schon im Dorf gesehen habe, als es sich mit seinem rothaarigen Freund die Schau- fenster von Scot's R'Us, oder wie der verdammte Laden heißt, an- gesehen hat. Und ich bin da. Trotz der schlappen Sonne bin ich braun geworden. Wenn ich bleibe, wird die Bräune dann allmäh- lich verblassen? Werde ich bleich werden, werde auch ich rosa werden von der Sonne?

Der pummelige Typ steht immer noch bis zu den Knien im Wasser. Seine Freunde hechten hinein, sie tauchen einander unter, sie spritzen sich nass, sie spielen, sie lassen sich vom Wasser tra- gen. Aber sie schwimmen nicht. Keiner hier schwimmt. Keiner traut sich mehr als ein paar Meter vom Ufer weg. Dabei gibt es hier nichts, wovor man Angst haben müsste, keine Haie, keine Feuer- quallen, keine Unterströmungen, keine Brecher, die einen wie mit einer Titanenfaust umhauen können. In diesem Wasser gibt es überhaupt nichts, wovor man Angst haben müsste. Nur die Kälte. Die schon.

Ich stehe am Ufer. Die Wellen bringen keine Energie auf, sie schwappen nur sanft über Kies und Steine. Sie drängen an meine Sneakers, sie küssen den Saum meiner Jeans.

Und ich ziehe meine Schuhe aus, und ich ziehe meine Socken aus.

Richtiges Wasser bestraft dich, richtiges Wasser musst du be- arbeiten, um es zu besitzen. Richtiges Wasser kann dich töten.

Und ich ziehe mein Hemd aus, und ich ziehe mein T-Shirt aus.

Es sind schon Männer und Frauen in diesem See gestorben, es sind schon Männer und Frauen im Wasser erfroren, es sind schon Männer und Frauen in diesem See ertrunken. Wasser kann dich töten, und Wasser kann trügerisch sein. Wasser kann dich täuschen.

Ich spüre ein Zucken in der Schulter, ich spüre, wie meine Muskeln sich regen.

Und ich löse meine Gürtelschnalle, und ich streife meine Jeans ab.

Der pummelige Typ sieht mich befremdet an, sein Gesicht wird zur Grimasse. Wer ist der Kerl, denkt er, dieser Perverse, der da in der Unterhose am Ufer steht? Hinter mir kichert ein Mädchen.

Ich gehe ins Wasser, bis zu den Schenkeln, bis zum Schritt, bis zum Bauch. Es ist eiskalt, so kalt, dass ich schon denke, der Schmerz bricht mir die Beine. Ich hechte hinein. Die Luft bleibt mir weg.

Muskeln, die sich jahrelang nicht bewegt haben, Muskeln, die außer Gebrauch waren – jetzt singen sie.

Und ich schwimme.

Ich kann die Leute am Ufer nicht hören, aber ich weiß, was sie rufen. *Hey, hast du sie nicht alle, du Idiot?*

Ich bin im Wasser. Es gibt nach für mich, weicht vor mir zurück.

Und ich schwimme.

*Hier* gehöre ich hin.

## Erste Schulwoche, Februar 1994

Der erste Rat, den Danny vom Trainer bekam, betraf nicht das Schwimmen, nicht seinen Armzug, nicht seine Atemtechnik, nicht die Verbesserung seines Startsprungs oder seiner Wende. Das alles sollte später kommen. Diesen ersten Rat sollte Danny nie vergessen.

Die Mannschaft hatte das Training gerade beendet, und Danny stand bibbernd am Beckenrand. Die anderen Jungen kannten sich alle. Schon im Bauch ihrer Mütter, als ihre Väter sie am *Cunts College* angemeldet hatten, waren sie zu Freunden bestimmt worden. *Cunts College, Cunts College, Cunts College*. Den Spitznamen hatten er und Demet sich ausgedacht, als er ihr erzählt hatte, dass er die Schule wechseln musste. »Musst du oder willst du?« Er hatte den Blick abwenden müssen, als er antwortete: »Sie wird mich zu einem besseren Schwimmer machen.«

»Da sind lauter reiche Jungs«, hatte sie entgegnet, »das ist dir klar, oder, dass nur Stinkreiche aufs *Cunts College* gehen?« Dann hatte sie es gut sein lassen. Sie wollte nicht mit ihm streiten, nicht übers Schwimmen. Sie wusste, wie viel ihm das Schwimmen bedeutete.

Danny sah zu den anderen hinüber. Den ganzen Vormittag hatten sie kaum ein Wort mit ihm gesprochen, hatten allenfalls irgendetwas geknurrte, ihm knapp zugenickt. So ging es schon die ganze Woche. Er hatte das Gefühl, unsichtbar zu sein und sich zugleich nirgends verstecken zu können. Nur im Wasser war er er selbst. Nur im Wasser fühlte er sich vor ihnen sicher.

Als Taylor, einer, auf den alle hörten, auf dem Weg zur Umkleide an ihm vorbeikam, sagte er mit einem lauten, affektierten Lispeln: »Super Badehose, Dino, die ist echt cool.«

Die anderen bogen sich vor Lachen, drehten sich zu ihm um, schauten auf seine schlabbrige Synthetik-Badehose, gackerten wie ein Rudel Cartoon-Hyänen. Alle trugen glänzende neue Speedos mit dem Markennamen in Gelb quer über ihren Ärschen. Dannys Badehose war von Forges – dass seine Mutter einen halben Tageslohn für ein Stück Lycra ausgab, daran war nicht zu denken. Das war auch in Ordnung so, und trotzdem fühlte sich Danny beschissen. Immer noch kichernd, folgten die Jungen diesem aufgebläsenen Schwachkopf Taylor an ihm vorbei zur Umkleide. Scooter, der älteste, der mit der hellsten Haut und den dunkelsten Haaren, stieß Danny an, ganz leicht nur, sodass es wie Zufall aussehen konnte. »Sorry«, sagte er schroff, und dann lachte er. Daraufhin fingen auch die anderen wieder an zu lachen. Das gleiche alberne Gegacker wie zuvor. Danny wusste, dass es kein Zufall gewesen war. Er stand da, rührte sich nicht, verzog keine Miene. Innerlich aber, innerlich verkrampfte er sich, innerlich kochte er.

»Hey Scooter, was gibt's da zu lachen? Nennst du das Schwimmen, was du heute geboten hast? Ein elendes Gepaddel war das.«

Da verstummten alle. Nur der Trainer durfte sich solche Beschimpfungen erlauben. Selbst Rektor Canning hörte weg, wenn Frank Torma seine Flüche und Beleidigungen vom Stapel ließ. Die Schule brauchte Trainer Torma. Er war einer der besten Schwimmtrainer des Landes, hatte das Cunts College bei jedem Schulwettkampf der letzten sieben Jahre auf Platz eins gebracht. Das war Macht. Schweigend gingen die Jungen zu den Duschen. Danny folgte ihnen.

»Moment noch, Kelly, ich will mit dir reden.«

Der Trainer schwieg, bis die anderen in der Umkleide verschwunden waren. Zum ersten Mal sah er Danny in die Augen.

»Wieso lässt du dir das gefallen?«

»Was?«

»Wieso lässt du dir so einen Scheiß von denen gefallen?«

Er sprach mit einem starken Akzent.

Danny zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Du musst dich wehren, wenn dich jemand beleidigt, Junge. Und zwar sofort. Gib Kontra, auch wenn vielleicht gar nichts dahintersteckt. Eine Beleidigung ist ein Angriff. Du musst zurückschlagen. Klar?«

Dannys Mundwinkel begann zu zucken. Er dachte, der Trainer scherze. Er hörte sich an wie Demets Mutter oder Savas *Giagia*, so als wäre eine Beleidigung der »böse Blick«, als müsste er ein *Nazar boncuğu* tragen, um sich davor zu schützen. Sein Unterkiefer fiel herab, sein Kopf sank zurück, ohne dass es ihm bewusst war; mechanisch nahm er die Haltung ein, mit der man in seiner alten Schule, der richtigen Schule, auf einen Anpfiff reagierte: Man machte einfach ein gelangweiltes Gesicht.

Doch Frank Tormas Miene war ernst geblieben, und Danny begriff, dass er nicht scherzte.

»Hör zu, du Dummkopf: Auch wenn keine Boshaftigkeit in dem steckt, was sie sagen, kein Hass oder Neid – das spielt keine Rolle. Du vergibst dir nichts.« Der Trainer klopfte auf seinen gewaltigen Bauch, der hart und rund war wie ein Basketball, sodass sich sein T-Shirt darüber spannte. Er zeigte auf etwas dahinter, etwas darin, doch Danny begriff nicht, was es war, was es sein konnte. »Vertrau deinem Bauchgefühl, Junge, lass dich nicht klein-kriegen von denen. Du musst dich schützen.« Er nickte zur Umkleide hin. »Die sind alle neidisch auf dich.«

»Das ist doch Schwachsinn.«

Einen Moment lang dachte Danny, Torma würde ihn schlagen. Seine Hand zuckte, drehte sich, fuhr durch die Luft.

Doch er bohrte Danny nur seine dicken Finger in die Brust. »Glaub mir, die sind neidisch auf dich. Ist doch klar – du hast das Potenzial, der Beste in der Mannschaft zu werden. Das spüren sie.« Die Finger stießen härter zu. »Die wollen dich mürbe machen, logisch. Ihr seid keine Freunde, ihr seid Konkurrenten.«



Dannys Brust schmerzte von den Stößen, aber das kümmerte ihn nicht. Er war der Beste, er war der Beste in der Mannschaft. Besser als dieser Schwachkopf Scooter, dieser Schisser Morello, diese Tunte Fraser, dieser Schleimer Wilkinson, dieses selbstgefällige, verzogene Reichensöhnchen Taylor. Er war besser als sie alle. Stärker, schneller, besser. Der Stärkste, der Schnellste, der Beste.

Der Trainer folgte ihm in den Duschaum. Danny war froh darüber; die anderen würden ihn in Ruhe lassen, wenn Frank Torma dabei war. Sie standen noch unter den Duschen, rissen Witze über Seife und Wilkinson. Diese dämliche Schwuchtel ließ sich alles gefallen, schlug nicht zurück. Der Trainer hat recht, dachte Danny. Du musst zurückschlagen. Ihnen wehtun, bevor sie dir wehtun.

Torma setzte sich auf die Bank, und Danny schlüpfte aus seiner Badehose und ging unter die Dusche. Er drehte den Warmwasserhahn auf, doch das Wasser schoss eiskalt heraus. Erst als Dampf aufzusteigen begann, drehte er auch den Kaltwasserhahn auf. Er seifte sich von Kopf bis Fuß ein, rubbelte sich kräftig, gewaltsam fast, wärmte sich mit der Reibung auf.

»Holst du dir etwa einen runter, Dino?«, fragte Taylor gespielt angewidert. Die anderen Idioten fingen wieder an zu wiehern.

Danny schaute zum Trainer zurück, der schweigend auf der Bank saß und ihn gerade ansah. *Du musst Kontra geben.* Jetzt begriff er, was der Mann meinte. *Du musst die Kontrolle behalten, immer.*

Er drehte sich zu den Jungen um, breitbeinig, stemmte die Hände in die Seiten – sollten sie ihn ruhig ansehen. Das Wasser strömte auf ihn herab, prasselte ihm auf Kopf und Schultern, gab ihm ein Gefühl der Stärke. »Ja, Taylor«, antwortete er und zupfte an seiner Vorhaut. »Wieso fragst du? Wolltest du mir einen blasen?«

Das saß. Taylor wandte prompt den Blick ab und suchte fieberhaft nach einer Retourkutsche. Morello konnte sich das Lachen nicht verbeißen. Frank Torma grinste, und seine Augen funkelten.

»Was gibt's da zu lachen?«, sagte Taylor.

Augenblicklich verstummte Morello. Danny wandte den anderen wieder den Rücken zu, doch sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, so groß wie die Schwimmhalle, die Schule, das Universum. Er war besser als alle anderen. Er war der Beste. Er war der Stärkste.

Was mache ich hier?

Am Montag war Valentinstag gewesen, sein erster Tag am Cunts College. Seine Mutter hatte sich freigenommen und ihn bis vor das Tor des Schulgeländes gefahren. Und sie hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn nach dem Training von der neuen Schwimmhalle abzuholen. »Aber nur heute«, hatte sie gesagt. »Morgen fährst du mit Bus und Bahn.«

Die Fahrt dauerte Stunden, so kam es ihm vor. Sie fuhren die Längsachse der Stadt entlang, bogen dann Richtung Osten ab, steckten im Stau, näherten sich langsam ihrem Ziel, es wurde grüner ringsum, die Häuser wurden größer und standen weiter auseinander. Er schmolte die ganze Fahrt über, das Gesicht ans Beifahrerfenster gedrückt. Er wollte in keine neue Schule. *Sie wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.* Er wollte in kein neues Schwimmbad. *Es wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.* Er wollte keinen neuen Trainer. *Er wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.* Seine Mutter hielt vor dem Tor, das nicht so aussah, als gehöre es zu einer Schule, sondern eher zu einem herrschaftlichen Wohnsitz aus einem Film, einem Wohnsitz mit tausend Zimmern, mit Butlern, Dienstmädchen und Gespenstern. Die Umfassungsmauern waren aus massivem Blau-stein, das schmiedeeiserne Tor glänzte schwarz, das vergoldete Schulwappen darüber zeigte einen drohend aufgerichteten, gekrönten Löwen, dessen Tatzen auf einem Kreuzifix ruhten, eine lodrende Fackel und eine lateinische Inschrift. Die Auffahrt jenseits des Tores führte im Bogen zu einem zweiflügeligen grauen Gemäuer mit einer riesigen Kuppel. Es sah mehr wie ein Tempel aus, fand Danny. Das Gelände dehnte sich endlos, ein Zaun war nicht

zu sehen, so wenig wie Läden, Lager- oder Wohnhäuser in der weiteren Umgebung.

Dann sah er die Jungen. Jungen im Gänsemarsch, Jungen zu zweit, Jungen zu dritt, zu viert, zu fünft, in lavendelblau und gelb gestreiften Jacken und dicken anthrazitgrauen Hosen, der Uniform, die Danny am Morgen höchst widerwillig angezogen hatte. Er hatte nicht gewusst, wie man die gestreifte Krawatte binden musste. Sein Vater hatte ihm zu helfen versucht, war aber gescheitert, hatte den Knoten gebunden und wieder gelöst, gebunden und wieder gelöst und schließlich die Schule verflucht, weil sie seinen Sohn aufnahm, das Stipendium verflucht, weil es die Möglichkeit bot, seine Frau verflucht, weil sie wollte, dass Danny auf diese Schule ging, die Krawatte verflucht, diese verfluchte Scheißkrawatte, und die ganze Zeit hatte Danny gedacht, er verflucht *mich*, er verflucht mein Schwimmen. Der Knoten drückte gegen seinen Adamsapfel, als presste ihm jemand eine Messerklinge an den Hals. Noch erbitterter schimpfte sein Vater auf das steife weiße Hemd, das Danny auf Geheiß seiner Mutter hatte anziehen müssen. »Wozu neue Hemden, was stimmt denn nicht mit den alten, was kostet uns der ganze verdammte Scheiß überhaupt?«

»Nichts!«, hatte seine Mutter mit erhobener Stimme gekontert, die nichts Gutes verhieß, und seinem Vater waren Zweifel gekommen. »Nichts kostet uns das alles, der Junge hat ein Stipendium.« Und sein Vater antwortete, leiser jetzt: »Ich seh trotzdem nicht ein, wieso alles neu sein muss. Wieso sind seine alten Schulhosen und -hemden auf einmal nicht mehr gut genug?«

Eine scharfe Entgegnung seiner Mutter – im Flüsterton, damit Danny sie nicht hörte – beendete das Thema. Doch Danny hatte sie gehört.

»Ich will nicht, dass er sich schämt. Ich will nicht, dass er denkt, er gehört da nicht hin.«

Die vergoldete Löwenkrone, das Kruzifix und die lodernde Fackel. Das Cunts College. Mein erster Tag am Cunts College, dachte Danny.

Seine Mutter schob ihn aus dem Auto, und er versuchte sich in dem Jackett zu verkriechen, das ihm schwer um die Schultern hing. Der dicke Wollstoff der Hose scheuerte an seinen Schenkeln und in den Kniekehlen. Er selbst stank bestimmt nach Chlor, und bestimmt bewegte er sich wie ein Behinderter, als er langsam die Auffahrt entlangging. Sie schien zu lang und zu breit für eine Schule, zu bombastisch. Die Blausteinmauern und der Kies, die Statuen und die Granitstufen, die Gebäude, die den Mief der Jahrhunderte verströmten – das alles wirkte eher wie eine Kathedrale, eine Kathedrale für den Papst. Containerklassenzimmer und Beton gab es hier nicht. Danny stieg eine, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Stufen hinauf, folgte dem Strom der Schüler durch einen Gewölbebogen in eine Eingangshalle, die so groß war wie ein ganzes Haus, höher als ein Haus, mit Buntglasfenstern weit oben und glatten cremefarbenen Wänden, von denen Porträts alter Männer auf ihn herabblickten, allesamt schnurrbärtig und kahl.

Jungen drängten sich hinter ihm, vor ihm, um ihn herum, alle mit der reinsten Haut, dem besten Haarschnitt und den weißesten, perfektsten Zähnen, die er je gesehen hatte. Er kam sich schmutzig und hässlich vor und war sich der Pickel auf seiner Stirn bewusst, der Pickelreihe an seinem Kinn, des abstoßenden roten Pickelstriemens an seinem Hals. Zurufe ertönten ringsum, alle kannten sich, aber keiner kannte ihn, er wurde geschoben, gerempelt, mitgeschleift, durch einen weiteren Torbogen aus Blaustein und Granit auf einen sauber gefegten Pflasterweg, der sich zwischen makellos gemähten, vollkommen ebenen Rasenflächen hindurchwand, deren perfektes Grün kein einziger verdorrter Grashalm trübte. Ein Gärtner arbeitete in einem Beet mit gelben und violetten Blumen. Die Jungen liefen an ihm vorbei, beachteten ihn nicht, doch Danny blieb stehen, betrachtete sein faltiges Gesicht und die eingesunkenen Wangen, lächelte ihm zu. Der Mann erwiderte sein Lächeln nicht, er blickte auf die Blumen hinab und jätete Unkraut. Erst jetzt erkannte Danny im Gelb und Violett der Blüten die Farben der Schuluniform. Selbst die Blumen folgten

hier einem System. Und alles war schön und überwältigend, er hatte solche Türmchen noch nie gesehen, hatte sich solche Üppigkeit gar nicht vorstellen können, und wieder fragte er sich, wo die niedrigen, hässlichen Container waren, Backöfen im Sommer, fragte sich, wo die trockenen, pissgelben Laufbahnen, wo die Graffiti waren. Und dann ertönte eine Glocke, keine Sirene, keine Bohrmaschine im Ohr, eine richtige Glocke, wie eine Kirchenglocke, und plötzlich verschwanden alle Jungen, und nur Danny stand noch da und der Gärtner, der ihn nicht ansah, der weiter zu Boden schaute, auf die Blumen in den Farben der Schuluniform und des Schulwappens. Die Blumen, die keiner der Jungen eines Blickes würdigte. Und in dem Moment dachte Danny, wie gern die Mädchen in seiner Schule – seiner alten Schule, der richtigen Schule mit den beschissenen Containern, der ohrenbetäubenden elektronischen Klingel, den Tags und den Graffiti an den hässlichen Backsteinmauern –, wie gern die Mädchen durch einen Park mit so schönen Blumen gegangen wären. Aber hier gab es keine Mädchen, an dieser Schule waren keine Mädchen zugelassen.

Es war ein schrecklicher Gedanke, so schrecklich, dass Danny am liebsten die Flucht ergriffen hätte.

*Sie wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.*

Da hörte er eine Stimme: »Hey, du, was stehst du da herum?«

Es waren die ersten Worte, die jemand am Cunts College an ihn richtete: Was stehst du da herum?

Kein Lehrer hatte die Frage gestellt, sondern ein älterer Junge mit strohblondem Haar und reiner Haut, wenn man von einem daumenabdruckgroßen dunklen Muttermal an seiner linken Wange absah. Er marschierte über den Rasen auf Danny zu.

»In welchem Haus wohnst du?«

Haus? Verwirrt versuchte Danny, die Frage zu entschlüsseln. Er würde hier nicht wohnen, auf keinen Fall würde er sich auch nur eine Minute länger hier aufhalten als unbedingt nötig. Er wusste jedoch, dass andere hier wohnten, hier verköstigt wurden, hier schliefen. Er war keiner von ihnen, würde nie einer von ihnen sein.

»Neu hier, stimmt's?«

Das konnte Danny beantworten. »Ja.«

»Name?«

»Danny.«

»Und weiter?«

»Kelly.«

»Okay, Kelly, ich bin Cosgrave. Ich bin hier Aufsichtsschüler.«

Cosgrave schien davon auszugehen, dass Danny wusste, was das bedeutete. Danny war sich nicht sicher, aber zumindest bedeutete es, dass dieser ältere Jugendliche irgendwie etwas zu sagen hatte, dass dieser ältere Jugendliche irgendwie perfekt war. Perfektes Haar, perfekte Haut.

Cosgrave schnaubte ungeduldig und zeigte über den Rasen auf die Stufen zum Hauptgebäude. »Abmarsch.«

Danny hörte, dass Cosgrave ihm im Gleichschritt folgte. Er kam sich vor wie ein Rekrut in einem Kriegsfilm. Gefreiter Danny Kelly, Blaues Haus.

Diesen ganzen ersten Tag über war es, als gleite er von sich fort und würde zur Uniform. Er wusste nicht, wie man an den massiven, frisch lasierten Holztischen im Klassenzimmer stillsaß, er wusste nicht, was er tun, was er sagen, wann er aufblicken, wann er sprechen und wann er nicht sprechen musste. Er traute sich selbst nicht in den großen, luftigen Klassenräumen, deren komplette Ausstattung neu zu sein schien. Die Bücher sahen so aus, als würden sie zum ersten Mal aufgeschlagen, die Lehrer setzten als selbstverständlich voraus, dass man ihnen zuhörte und sie nicht unterbrach. Es roch auch anders hier, nach Luft, nach Licht, aber auch nach den Umkleideräumen, in denen ein säuerlich nussiger Geruch nach Jungen hing, vermischt mit scharfem Schweiß und aufdringlichem Deodorant. Hier duftete es nicht nach Parfüm oder Handcreme, hier fehlten die süßen, blumigen Wohlgerüche der Mädchen. In dieser Welt erinnerte weit und breit nichts an Mädchen.

Mit der engen Krawatte, der Messerklinge an seinem Hals,

konnte Danny trotz der luftigen Räume nicht frei atmen, er verflüchtigte sich, und alles, was von ihm blieb, war eine Uniform, eine auszumalende Kontur. Er wurde zu Kelly.

*Kannst du mir folgen, Kelly?*

*Ist dir das bekannt, Kelly?*

*Hör zu, Kelly!*

Der Tag kroch dahin, die flache Messerklinge drückte gegen seinen Hals, und er begann zu fürchten, dass er für immer hier gefangen war, dass alles sich endlos wiederholen und er keine Chance haben würde, den wahren Danny wiederzufinden. Er wollte bei seinen Freunden sein, bei Boz und Shelley, bei Mia und Yianni und vor allem bei Demet, er sehnte sich nach den ramponierten Tischen und den dunkelbraunen Stühlen seiner alten Schule. Er vermisste das Schwatzen der Mädchen, die Papiergeschosse der Jungen, er vermisste den Lärm, die Witze, die Beleidigungen, das Hänkeln. Der Tag kroch dahin, der Tag bewegte sich nicht von der Stelle. Danny war in den Tag hinein verschwunden. Er hatte sich verflüchtigt.

»Kelly!«

Sein Name war gerufen worden, einmal, ein zweites Mal. Er hatte ihn kaum verstanden. Ein dicker Mann stand in der Tür des Klassenzimmers und zeigte auf ihn, ein Mann in einer grauen Trainingshose und einem weißen T-Shirt, das sich um seinen prallen Bauch und den mächtigen Brustkasten spannte. Alle schauten zu Danny her. Der Lehrer sagte, er könne gehen.

»Na, los!«, rief der dicke Mann ungeduldig. Sein Akzent machte aus jedem Wort Sirup. Danny folgte ihm auf den Flur hinaus.

»Ich bin Frank Torma. Dein Schwimmtrainer.«

Erst jetzt erkannte er den Mann, der ihn bei dem Wettkampf in Bendigo hatte schwimmen sehen, der seiner Mutter gesagt hatte: »Ihr Sohn hat Talent.« Es war der Mann, der gesagt hatte: »Ich kann Ihren Sohn zum Champion machen.«

Das Schwimmzentrum lag auf einer Anhöhe, von der man

einen weiten Blick über die ganze Stadt hatte. Die anderen Jungen nahmen schwatzend und plaudernd ihre Taschen und drängten aus dem Transporter. Als Danny hinter ihnen die neue Schwimmhalle betrat, traf ihn ein Schwall feuchtwarmer Luft, er nahm den beißenden Chlorgeruch wahr, und plötzlich warf der Tag alles Träge ab. Er bewegte sich wieder. In der Umkleide zog Danny das schwere Jackett aus, die Seidenkrawatte, das steife neue Hemd, die Wollhose, Unterhose, Schuhe und Socken. Nackt stand er da, und es war, als könnte sein Körper plötzlich wieder atmen. Fast stürzte er hin, so eilig hatte er es, in seine Badehose zu schlüpfen.

Torma redete, Torma zeigte auf den einen oder anderen Jungen, aber Danny sah nur das unwirkliche Blau des Schwimmbeckens, fühlte nur, dass er nun jeden Moment vom Wasser umschlossen, vom Wasser gehalten und getragen sein würde, mit dem Wasser verschmelzen würde.

Torma sagte etwas, und Danny stellte sich mit den anderen Jungen in einer Reihe auf, er sah die weiße Haut des Jungen vor ihm, den Schwarm roter Sommersprossen auf seinen Schulterblättern, und der Erste in der Reihe hechtete ins Wasser, und der Nächste hechtete hinein, dann der Nächste, dann der Nächste, dann stand der Junge mit den sommersprossigen Schultern auf dem Startblock, endlos, so schien es Danny, er hätte ihn am liebsten hineingestoßen, er konnte es kaum erwarten, konnte es kaum erwarten, dann hechtete der Junge hinein, und Danny stieg auf den Block und sah in das aufgewühlte Wasser hinab, dann gab Frank Torma das Kommando, und Danny hechtete hinein und durchbrach den Tag.

Im Wasser zersplitterte der Tag, er strömte dahin, und Danny zog die Arme durch, schlug die Beine, atmete, um ihn zu überholen, um schneller zu sein als der Tag, der dem Ziel entgegenbrauste, aber der Tag gewann. Der Tag gewann immer. Danny konnte kaum glauben, dass schon zwei Stunden vergangen waren, dass er aus dem Wasser musste, dass er mit den anderen in die kalte Umkleide zurück und sich wieder anziehen musste.



»Wie war ich, Trainer?« Der große, schlanke Junge hatte die Frage gestellt, der, dessen Haut so weiß war, dass sie fast transparent schien; man sah das Blau der Adern durchscheinen.

»Gut, Taylor.«

Der Junge grinste und stieß mit einer triumphierenden Boxergeste die Arme in die Luft.

Dann zeigte Frank Torma auf Danny. »Aber Kelly war schneller.«

Taylors Arme sanken herab, als hätte Danny oder der Trainer ihm einen Schlag versetzt.

Als die Jungen einer nach dem anderen geduscht und angezogen die Umkleide verließen, rief jemand Dannys Namen. Seine Mutter hatte von den Bänken aus zugeschaut. Sie stolperte fast, als sie die Stufen hinunterlief, und blieb atemlos vor ihm stehen. Danny wäre am liebsten im Erdboden versunken. Er ertrug es nicht, sie anzusehen. Er wusste, dass alle sie anstarrten – natürlich: ihr gewelltes, pechschwarzes Haar mit der Sechzigerjahre-Frisur, den Schönheitsfleck, den sie morgens mit einem schwarzen Stift betonte, ihr enges, tief ausgeschnittenes scharlachrotes Kleid, die schwarzen Pumps mit den silbernen Schnallen. Meine Kanaken-Marilyn-Monroe nannte sein Vater sie, wenn er zur Musik von Hank Williams oder Sam Cooke für sie sang, mit ihr durch die enge Küche tanzte. Danny, Regan und Theo mussten immer lachen, wenn er das sagte. Doch jetzt gab es nichts zu lachen. Jetzt wollte Danny sie nicht hierhaben, seine Mutter, die aussah wie ein Filmstar von einst. Taylors Mutter sah ganz bestimmt nicht so aus. Scooters Mum auch nicht, Wilkinsons ebenso wenig. Ihre Mütter sahen mit Sicherheit *normal* aus.

Schließlich ergriff der Trainer das Wort und stellte sie den anderen vor. Danny konnte sie noch immer nicht ansehen. Die Jungen hatten garantiert anzüglich gegrinst. Kein Wunder bei den großen Titten, die sie zur Schau stellte. Er ging davon, und sie musste fast rennen, um ihn einzuholen. Es war nicht das erste Mal, dass seine Mutter ihm peinlich war, klar, wer wollte schon seine Mum oder seinen Dad dabeihaben, wem war seine Mutter oder sein alter

Herr nicht peinlich? Aber noch nie hatte er sich ihretwegen geschämt, noch nie hatte er gewollt, dass sie sich verpisste.

Auf der Heimfahrt sprach er kaum ein Wort. Doch sie merkte es gar nicht, die ganze Zeit ließ sie sich darüber aus, wie nett die Jungen zu sein schienen, wie höflich sie seien. »Richtige Gentlemen sind das, Danny«, sagte sie, und er wusste, dass sie es sich selbst einredete, während sie ihn zu beruhigen suchte. Er konnte sie nicht ansehen, blickte stur aus dem Fenster auf die Welt draußen. Du bist so leicht zu durchschauen, hätte er sie am liebsten angeschrien, du bist so leicht zu durchschauen, du hast dich viel zu sehr ins Zeug gelegt, alle haben es gemerkt.

In seinem Zimmer riss er sich förmlich die Uniform vom Leib. Er zog Kapuzenpulli und Jogginghose an und streckte sich auf dem Bett aus. Er wollte in seinem Zimmer bleiben, wollte geborgen sein in dem vertrauten Raum mit den Medaillen auf dem Bord, dem Poster des Sonnensystems, das im Dunkeln leuchtete, den Postern von Michael Jordan und Kieren Perkins, dem Modell des Brontosaurus, das er in der Grundschule gebaut hatte, der Box mit den *Zurück-in-die-Zukunft-DVDs*, die Demet und Boz ihm letztes Jahr zum dreizehnten Geburtstag geschenkt hatten. Er wollte das Zimmer nicht verlassen – es war Dannys Zimmer, nicht Kellys. Aber seine Mutter machte Frikadellen, und als ihm der Duft in die Nase stieg, meldete sich sein Magen. Er hatte einen Bärenhunger, er hätte alles allein aufessen können, ohne etwas für seine Geschwister, ohne etwas für seine Eltern übrigzulassen.

Er verzehrte sein Abendessen schweigend.

*Es wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.*

Er telefonierte eine Stunde lang mit Demet. *Wie war's?* Scheiße war's.

*Es wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.*

Er war so erschöpft, dass er sich nicht einmal mehr die Zähne putzte. Noch in T-Shirt und Jogginghose schlief er ein.

Gerade als es zur ersten Stunde läutete, sprach Taylor ihn bei den Spinden an. »Ist deine Mum beim Fernsehen?«

Danny knallte die Tür zu. »Meine Mum ist Friseurin.«

Taylor hob gespielt entschuldigend die Hände. »Cool, Dino. Die sieht so toll aus, da dachten wir, sie ist vielleicht Schauspielerin oder so was.« Er zwinkerte Danny zu. »Aber irgendjemand muss ja auch Haare schneiden.« Pfeifend und mit den Händen in den Taschen ging er davon.

An diesem Tag und am nächsten Tag und an allen folgenden Tagen sagte sich Danny immer wieder: *Es wird dich zu einem besseren Schwimmer machen.* Er war hier nicht willkommen, man wollte ihn hier nicht haben, aber er merkte schon jetzt, dass ihn der Trainer tatsächlich zu einem besseren Schwimmer machte. Er brachte ihm bei, seine Muskeln wahrzunehmen, er erklärte ihm genau, wie er atmen, wie er in Gedanken dem Wasser voraus sein musste. Und sein wertvollster, überraschendster Rat: »Zahl's ihnen heim, immer.« Die Jungen wollten ihn nicht an dieser verdammten Schule haben, nicht nur Taylor und die Schwimmer, auch die anderen Schüler mit ihrem perfekten Lächeln und ihrer perfekten Haut – niemand wollte ihn hierhaben. Bis auf den Trainer. Für den Trainer war er der Beste, und nur das zählte.

An diesem Wochenende schwamm er, schwamm morgens und abends, traf sich mit Boz und Sava und verbrachte jede freie Minute bei Demet. Als er sie am Sonntagabend verließ, fragte sie: »Meinst du, du kommst klar an der Schule?«

»Logisch«, antwortete er. »Kein Problem.« *Sie wird mich zu einem besseren Schwimmer machen.*

Am nächsten Tag, wieder in der dicken Uniform, deren Krawatte ihm gegen die Kehle drückte, merkte er, dass einige der Jungen hinter seinem Rücken tuschelten. Während der Morgenandacht achtete er nicht darauf, doch als er den Flur entlang zu seinem Spind ging, spürte er das Feixen und Kichern hinter sich. Er öffnete die Tür, und da sah er es, auf seinen Büchern: rosa Brustwarzen,

Schamhaar, Schamlippen, auf Hochglanzpapier. Es verschlug ihm den Atem, sein Körper verkrampfte sich. Er nahm das gefaltete Papier heraus, und ein paar Blätter fielen zu Boden.

Alle um ihn herum glotzten und johlten, und einer rief: »Ist das nicht deine Mum, Dino?« Der Ausfalter zu seinen Füßen zeigte ein vollbusiges, dunkelhäutiges Aktmodell. Mit einer Hand strich sie über ihr dichtes schwarzes Haar, mit der anderen spreizte sie unter einem schmalen Streifen dunklen Schamhaars die Lippen ihrer Vagina. Es war unerträglich: das lüsterne Grinsen der Frau, der Blick, mit dem sie zu ihm auf sah. Und der mit Filzstift hingeschmierte Schriftzug DANNY KELLYS PORNOSTAR-MUTTER. Er registrierte die Worte als Erstes, und er registrierte die Worte als Letztes, nur diese Worte zählten.

Warum musste sie mich auch abholen?, war sein erster Gedanke. Und der zweite: Ich hasse sie. Scheiße, ich hasse sie. Und dann kamen die Tränen; er spürte das Brennen an den Lidern eine Sekunde zu spät. Es tat zu weh.

Taylor legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Ist ja gut, Kumpel, ist ja gut.« Er verbiss sich das Lachen.

Danny wusste, dass Taylor die Sache arrangiert hatte.

Und er wusste, dass er sich einfach hätte umdrehen und ihm eine reinhauen müssen. Aber die anderen standen grinsend im Halbkreis um Taylor herum. Und sahen Danny Kelly weinen.

Am liebsten hätte er sie alle fertiggemacht. Er schwor sich, dass er es sich nie verzeihen würde, sollte er je wieder vor ihren Augen weinen. Nie wieder würde er zulassen, dass er sich so sehr schämte.

Die Scham krampfte sein Herz zusammen und schnürte ihm die Luft ab. Er wischte sich die Augen, griff sich die Seiten und riss das Foto in Fetzen.

Zahl's ihnen heim!, sagte er zu sich selbst, zahl's ihnen allen heim!

Und das würde er tun.

Aber er sagte kein Wort. Er nahm seine Bücher und ging zur

ersten Stunde. »Deine Mum ist beim Film?«, stichelte einer der Jungen. Doch Danny sagte kein Wort.

Den ganzen Tag redeten und dozierten die Lehrer, aber Danny bekam nichts mit. Den ganzen Tag näherten sich Jungen, liefen ihm hinterher, scharten sich um ihn, flüsterten, spotteten, johlten. Doch Danny sagte kein Wort.

Erst am Nachmittag, als er ins Schwimmbecken hechtete, sprach er endlich. Er bat das Wasser, ihn emporzuheben, ihn zu tragen, ihn zu rächen. Er ließ die Muskeln seinen Zorn ausdrücken, ließ jeden Beinschlag, jeden Armzug seinen Hass verkünden. Und das Wasser gehorchte, das Wasser gab ihm seine Rache. Keiner war schneller als er, nicht einer von den Scheißkerlen kam an ihn heran.

Als er am Beckenrand zitternd wieder zu Atem kam und sich beruhigte, hörte er, wie der Trainer den anderen in der Mannschaft die Leviten las. Hochrot im Gesicht brüllte Torma, machte sie mit seinen Beleidigungen nieder: »Ihr seid doch keinen Scheißdreck wert, ihr alle zusammen, der Einzige, der hier was taugt, ist Danny Kelly, ihr anderen seid als Scheißdreck geboren und werdet als Scheißdreck sterben, habt ihr mich verstanden?«

Danny sah ihnen bewusst in die Augen, jedem Einzelnen: Scooter, Wilco, Morello und Fraser. Besonders lange und bohrend fixierte er Taylor. Alle mussten sie seinem Blick begegnen. *Ich bin der Stärkste, ich bin der Schnellste, ich bin der Beste.*

Die Jungen schlichen zur Umkleide. Danny ging neben dem Trainer her. Er hatte nichts zu sagen.

Und er wusste, dass es der Hass war, den er nutzen würde, den er sich merken würde, der ihn zu einem besseren Schwimmer machen würde.

NACHDEM ICH FAST ZWEI STUNDEN LANG vergeblich in den Kaufhäusern und Boutiquen der Buchanan Street herumgesucht habe, kaufe ich einen Schal für meine Großtante Rosemary. Ich will etwas Besonderes für sie, denn ich bin seit acht Monaten in Glasgow und habe sie noch immer nicht besucht. Ich kenne sie gar nicht, nur aus Opa Bills Geschichten von damals, als sie noch ein Kind war. Jetzt eilt es allmählich, und nur deswegen greife ich nach dem königsblauen Kaschmirschal. Solche Schals gibt es überall, und als die Verkäuferin ihn einpackt, schäme ich mich, weil es ein so banales Geschenk ist. Doch im Hinausgehen, die Tüte unter den Arm geklemmt, sage ich mir, dass man einen Schal in Schottland immer gebrauchen kann.

In dem Moment fängt es an zu schütten. Man kann sich nirgendwo unterstellen, und bis ich am Bahnhof Queen Street anlange, bin ich bis auf die Haut durchnässt. Ich verfluche das Fehlen von Markisen in dieser Stadt, in der es sage und schreibe an zweihundertneununddreißig Tagen im Jahr regnet, wie Clyde stolz verkündet, als sei das ein Verkaufsargument, etwas, auf das man sich etwas einbilden kann. Ob Läden oder öffentliche Gebäude – nirgendwo hat man daran gedacht, Markisen anzubringen. Die Leute hier wollen es so, schimpfe ich innerlich, das gibt ihnen einen Grund mehr zum Jammern.

Ich stürme in den Bahnhof, frierend, durchweicht und stock-sauer. Der Mann, bei dem ich mein Ticket nach Edinburgh kaufe, bekommt kaum die Zähne auseinander. Er weicht meinen Blick

gezielt aus; die ganze Zeit unterhält er sich mit der jungen Frau am Schalter nebenan. Auch sie sieht mich nicht an, ich könnte genauso gut gar nicht da sein. Während die beiden plaudern, sehen sie geistesabwesend irgendwelche Unterlagen durch. Eine Schlange bildet sich hinter mir, und die Leute beginnen zu murren.

Ich betrachte den Mann: Er hat ein ernstes, langes australisches Gesicht.

Ich muss rennen, um den Zug zu erreichen, und schlüpfte durch das Drehkreuz, vorbei an dem älteren Mann, der die Tickets kontrolliert. Auch er hat ein rötliches australisches Gesicht. Ich steige ein, zwänge mich auf meinen Platz. Ein junger Mann sitzt mir an dem heruntergeklappten Plastiktisch gegenüber. Er sieht mich mürrisch an und zieht die Füße ein, um für meine Platz zu machen. Er wendet sich ab und schaut aus dem Fenster, ignoriert mich bewusst. An seinen großen runden Augen und der rosa Stupsnase erkenne ich das australische Gesicht. Auf der anderen Seite des Gangs plappert eine junge Mutter mit einem Kleinkind auf dem Schoß unentwegt in ihr Handy. Hinter mir schnattern und kichern vier Schulkinder. Die Mutter, die Schulkinder – auch an ihnen sehe ich das australische Gesicht. Am Bahnhof Waverley steige ich aus und gehe die Rampe zur Brücke hinauf, vorbei an Leuten, die zu den Abfahrtstafeln hochschauen, vorbei an Gruppen rauchender Bahnarbeiter, ich durchquere die Menge in der Princes Street, und wo ich auch hinschaue, überall sehe ich das australische Gesicht.

Ich folge der langen Hauptstraße nach Leith und gelange auf eine Anhöhe, von der aus ich den Firth of Forth sehen kann, dessen Wasser im klaren Winterlicht glitzert. Ich komme an Wettbüros und pakistanischen Lebensmittelläden vorbei, an Fitnessstudios und Pubs, an mürrisch blickenden Jugendlichen, deren Kapuzen ihre Gesichter verhüllen. Und überall das australische Gesicht.

Clyde hat mich neulich gefragt: »Meinst du nicht, du siehst das australische Gesicht nur deshalb überall, weil du es sehen willst?« Das stimmt, er hat mich durchschaut.

Heimweh, so stelle ich fest, hat nichts mit Klima oder Landschaft zu tun, es überkommt dich nicht beim Anblick ungewohnter Architektur. Heimweh trifft dich am härtesten mitten im Gewühl in einer großen fremden Stadt. Wie sehr ich das australische Gesicht vermisse!

Die Straße endet bei einer traurigen Ansammlung von Ladenfronten mit schmutzigen Schaufenstern. Ein paar Jungen sitzen auf dem verdreckten Betonrand eines wasserlosen Brunnens. Eine alte Frau mit einem roten Kopftuch schiebt resolut einen vollgepackten Einkaufswagen. Ich habe keine Ahnung, wo ich hin muss. »Entschuldigen Sie«, sage ich zu der alten Frau, »wissen Sie, wo ...« Doch sie lässt mich nicht ausreden, sie schüttelt nur den Kopf. »Weiß ich nicht, weiß ich nicht«, und so lasse ich sie weitergehen und schaue zu den Jungen hinüber. Einer von ihnen steht auf, mit grimmigem Blick und vorgeschobenem Kinn. Er sieht aus, als würde er gleich wie ein Hund zu knurren anfangen. Die ganze Gruppe wirkt auf mich wie ein Rudel wilder Hunde. Ich gehe weiter, durchquere einen feuchten, dunklen Tunnel, dessen Wände schwarz sind vom stetig herab rinnenden Wasser, es stinkt nach Urin und Abfällen. Dann stehe ich auf einem an drei Seiten von grauen Hochhäusern umgebenen Platz.

Ein riesiges Insekt von einem Mann kommt auf mich zu, so spindeldürr, dass ihm sein Kapuzenpulli und die Polyesterjogginghose nur so um den Körper schlottern. Die junge Frau neben ihm versucht mit ihm Schritt zu halten. Sie ist so mager wie er, hat aber riesige Brüste. Das lange Haar fällt ihr in schlaffen Strähnen auf die Schultern herab. Sie trägt einen hellblau glänzenden Jogginganzug und hält ein rosa Stofftier an sich gedrückt, ein Kaninchen, wie es scheint. Als wollte sie ihre Titten verbergen, als wollte sie die Welt glauben machen, sie sei ein Kind und keine Frau. Die beiden streiten, der Mann beschimpft sie, und sie sagt immer wieder: »Halt bloß deine verdammte Fresse, das ist alles deine Schuld, halt bloß deine verdammte Fresse.« Als die beiden auf meiner Höhe sind, frage ich sie nach der Adresse, die ich suche,



worauf der Mann wie angewurzelt stehen bleibt, als hätte ich ihn geschlagen. Er legt den Kopf zurück und sagt etwas, so wütend und mit einem so starken Akzent, dass ich im Zweifel bin, ob er überhaupt Englisch spricht. Die Frau ist weitergegangen und schaut jetzt zu mir zurück, mustert mich wie einen Hundehaufen, in den sie getreten ist. Sie braucht nichts zu sagen, der Abscheu in ihrem Blick spricht Bände. Ich ziehe es vor weiterzugehen.

Da höre ich ein »Ja, ja, ja« und drehe mich. Der Mann kommt zu mir zurückgelaufen, aber es ist kein normales Laufen, er hält die eine Hand mit der anderen umschlossen, als verursachte ihm die Anstrengung Schmerzen, als brächte sie ihn schier um. »Ja, ja, ja«, sagt er immer wieder, als er vor mir stehen bleibt, unfähig, ein anderes Wort auszusprechen, vorgebeugt, nach Atem ringend. Er zwinkert mir mit einem breiten Lächeln zu und sagt: »Sie sind ein Aussie, ja? Stimmt's?«, und ich nicke, doch er ruft bereits zu der Frau zurück: »Ja, ja, ja, er ist ein Aussie.« Sie hat sich nicht von der Stelle bewegt, steht nur breitbeinig da, das rosa Kaninchen jetzt in der herabhängenden linken Hand, die rechte Faust in die Seite gestemmt. Sie reagiert nicht, sieht mich noch immer finster an, und er dreht sich wieder zu mir um und beschreibt mir den Weg, fragt, ob sie mich begleiten sollen, und ich sage: »Nein, aber vielen Dank, Kumpel«, sage bewusst »Kumpel«, immer wieder, »danke, Kumpel«, und er zwinkert mir noch einmal zu und geht zu der Frau zurück. Ich höre sie noch mit ihm schimpfen, als ich auf die grauen Hochhäuser zugehe, und diesmal ist er es, der sie mit einem »Halt bloß deine verdammte Fresse, ja? Halt bloß deine verdammte Fresse« zum Schweigen bringt.

Meine Großtante Rosemary wohnt im Erdgeschoss, im Schatten der Hochhäuser. An ihrer Tür ist ein schwerer Messingklopper in Form eines Terrierkopfes angebracht. Ich klopfe, einmal, zweimal, dann höre ich schlurfende Schritte. Eine Stimme fragt in breitem Glasgower Dialekt: »Bist du das, Danny?« Ich antworte: »Ja«, und die Tür geht auf. Ein Geruch nach Spiegelei und ungelüfteten Räu-

men, nach Enge und Hausmannskost, nach verbranntem Toast und Eau de Cologne schlägt mir entgegen. Eine stämmige weißhaarige Frau lächelt zu mir auf und breitet die Arme aus, aber ich bin wie gelähmt. Einen Moment lang kommt es mir vor, als spielten mir Zeit und Raum einen Streich, als wollte mich mein Grandpa Bill umarmen. Da sagt sie: »Lass dich drücken, Lieber, lass dich drücken«, und Grandpa Bill ist verschwunden, die Fremde hat ihre Arme um mich gelegt, und ich rieche Pommes frites und billiges Parfüm, doch die Umarmung ist herzlich und vertrauensvoll.

Im Wohnzimmer brennt kein Licht, und so setzen wir uns in die Küche, die nach hinten hinausgeht. Zwei Stühle stehen an dem kleinen Tisch, Strickzeug liegt zusammengefaltet neben einer kleinen Muttergottes aus Porzellan, ein gerahmtes Schwarzweißfoto zeigt Großtante Rosemary als Braut. Ich setze mich, sie schlurft mühsam zum Wasserkocher, ich springe wieder auf, um ihr zu helfen, doch sie sagt: »Lass nur, lass nur«, macht Tee und stellt einen Teller mit Keksen auf den Tisch. Lächelnd und mit feuchten Augen nimmt sie mir gegenüber Platz. Über dem Herd ist ein Geschirrtuch mit Bildern von Melbournen Straßenbahnen an die Wand gepinnt, und von einem mit Tassen und Untertassen vollgestellten Bord schaut ein Plüschkoalababy herab. Darunter hängen gerahmte Fotos von meinem Grandpa als Kind, von meinen Eltern, von Regan und Theo und eines von mir, auf dem ich, in meiner schwarzen Badehose und von einem Ohr zum anderen grinsend, voller Stolz das Siegerband präsentiere. Auf einem weißen Zierdeckchen neben dem Wasserkocher steht eine Schneekugel mit einem roten Sockel: der Bahnhof Flinders Street in Miniatur. »Ja, Danny, ja, Danny«, sagt meine Großtante immer wieder, »ich kann's kaum glauben, dass wir uns endlich kennenlernen. Erzähl«, drängt sie, »erzähl mir alles, erzähl mir von Bill und Irene, erzähl mir von Neal und Stephanie.« Sie lebt seit mehr als fünf- undvierzig Jahren in dieser Wohnung, kam als junge Braut hierher, hat aber den harten Glasgower Akzent nicht abgelegt. »Erzähl, Danny«, sagt sie, »erzähl mir alles.«

Und ich erzähle, bei einer weiteren Tasse Tee, Keksen und matschigem Schinken-Käse-Toast, den sie mir macht, und währenddessen wandert die Sonne über den Himmel und es wird allmählich dunkel in der Küche. Ich erzähle ihr alles, was ich weiß. Sie steht auf, um Licht zu machen, und sagt: »Weiter, Lieber, weiter, ich will alles hören.«

Also erzähle ich weiter, lasse Australien in Worten erstehen, zeichne die Konturen, fülle sie mit den Farben und Schattierungen von daheim aus, offenbar so überzeugend, dass es wärmer zu werden scheint in dem kleinen Raum. Ich ziehe meinen Pullover aus. Der scharfe Geruch nach verbranntem Toast verflüchtigt sich, als trügen meine Geschichten den Duft der Eukalyptuswälder heran, das Aroma von Bratfisch mit Pommes frites an einem glühend heißen Sommertag. Alles hier erinnert an meine Heimatstadt. Die Muttergottes und die Fotos schauen mir beim Erzählen zu. Und Großtante Rosemary lächelt traurig und nickt, und einmal, zweimal greift sie nach meiner Hand und drückt sie fest, trotz ihrer Arthritis, drückt sie fest und ignoriert den Schmerz. Und wieder könnte es mein Grandpa Bill sein, der hier bei mir ist.

Es kommt mir vor, als hätte ich stundenlang geredet, so viel wie noch nie, seit ich nach Schottland gekommen bin. Jetzt gehen mir die Worte aus. Sie nickt und zieht ein zerknülltes Papiertaschentuch aus dem Ärmel, putzt sich die Nase und tupft sich die Augen.

»Ich wollte auch nach Australien«, sagt sie leise, »aber dann ist Jimmy krank geworden. Und jetzt bist du hier.« Sie lächelt wieder. »Noch einen Tee?«

Es hat wieder angefangen zu regnen. Die Himmelsausschnitte, die man zwischen den Hochhäusern sieht, scheinen schwer und vollgepackt mit schwarzen Wolken. Schweigend sitzen wir da, und der Regen prasselt ans Fenster.

Sie tätschelt meine Hand. »Ich bin froh, dass Bill es geschafft hat, ich bin so froh. Er hat das Richtige getan, als er diese kalte, harte Stadt verlassen hat und nach Australien gegangen ist.« Sie schüt-

telt den Kopf, als riefte das Wort einen Zauber wach. »Er hatte mehr Möglichkeiten dort. Ja, ich weiß, mein Bruder musste schwer arbeiten, aber er hat zwei wunderbare Söhne großgezogen, er und Irene sind glücklich miteinander, und er hat ein Zuhause, das er liebt.« Sie nickt fortwährend, wie im Gebet.

Und dann überrascht sie mich. »Hast du gewusst, dass er studieren wollte?«

»Nein«, antworte ich, »das hab ich nicht gewusst.«

»Er war ein großes Sprachtalent. Er hatte einen Freund, einen kleinen Russen, der bei uns im Haus gewohnt hat, ich hab vergessen, wie er hieß, aber er und Bill haben immer miteinander gespielt. Bill hat die ganze Zeit Russisch gesprochen, er hat das so schnell aufgenommen. Er wollte Sprachen lernen, hat er immer gesagt, fünf oder sechs Sprachen wollte er sprechen, ja, das hat er gesagt.«

»Davon hatte ich keine Ahnung. Ich hab ihn immer nur Englisch sprechen hören.«

Sie scheint enttäuscht.

»Tja, unser Dad konnte es nicht leiden, wenn Bill Russisch gesprochen hat. Dann hat er ihn angeschrien, was er glaube, wer er sei, was für Träume das denn seien. Unsereins dürfe nicht träumen.«

Wieder tupft sie sich die Augen. Ich sage nichts.

»Kannst du dir das vorstellen, Danny, kannst du dir vorstellen? So ein kleines Kind, und kriegt zu hören, dass man nicht träumen darf! Aber so war das damals bei uns.« Sie schaut aus dem Fenster in die Dunkelheit hinaus. »Kein Wunder, dass Bill weg wollte, kein Wunder, dass er so weit wie nur möglich von hier weg wollte.«

Wieder überrascht sie mich, als ihr Lächeln zurückkehrt. »Und er hat's geschafft – weiter als bis Australien kann man ja nicht, oder?« Sie lächelt, nickt, möchte, dass ich ihr Recht gebe. »Oder, Danny? Es muss ja so wunderschön sein dort.«

In all der Zeit, seit ich hier bin, hat noch nie jemand davon

gesprächen, dass es schön zu sein scheint in Australien. Clydes Freunde und seine Familie, selbst die, die dort waren, sagen: »Es ist okay, es gibt natürlich auch manches Schöne dort.« Aber sie halten sich bedeckt. Man merkt, dass sie auch das Hässliche, das Provinzielle gesehen oder zumindest davon gehört haben. Sie haben erlebt, *wie weit weg von allem* Australien ist. Ich habe gelernt zu schweigen, sie nicht dafür zu kritisieren, dass sie die Augen verschließen vor der Rolle der Briten in der kolonialen Tragödie meines Landes. Ich beiße mir auf die Zunge, lasse mir meinen Frust über ihr ewiges Gerede von der Unabhängigkeit Schottlands nicht anmerken – als ob *die* etwas ändern würde am Leben in Glasgow, geschweige denn am Leben auch nur eines einzigen Menschen irgendwo sonst auf der Welt. Ich habe gelernt, zu nicken und so zu tun, als sei ich ihrer Meinung. Ich bin Ausländer. Es ist meine Pflicht, höflich zu sein.

»Ja«, sage ich zu meiner Großtante Rosemary, »ich vermisse Australien.«

Sie schnaubt vernehmlich. »Natürlich. Es ist ja deine Heimat.«

Es ist stockdunkel, als ich nach Hause komme. Clyde telefoniert gerade, aber er unterbricht das Gespräch. »Moment mal eben, Dan ist zurück«, und er küsst mich auf den Mund und wuschelt mir durch die Haare, die mir nass am Kopf kleben. Als ich durch unser unaufgeräumtes Wohnzimmer in die Küche gehe, ruft er: »Warte mal, Dad will dich sprechen.« Er stellt das Telefon auf laut, und Alexanders Stimme dröhnt: »Hallo, wie geht's dir?«

»Danke, gut, Alexander.«

»Sehr schön, sehr schön.«

Wir wissen nichts Rechtes zu sagen, doch das Gespräch ist nicht unangenehm. Die Abneigung gegen Smalltalk, eine allgemeine Wortkargheit und ein Bedürfnis nach Rückzug, das haben Alexander und ich gemeinsam.

Wie immer, wenn ich mit ihm spreche, irritiert mich seine überkorrekte Aussprache. Anfangs hatte ich ihn für einen Engländer

der gehalten, und er hatte mir schüchtern erklärt, sein Akzent komme daher, dass man ihn als Kind auf ein englisches Internat geschickt habe. Ich hatte erwartet, dass in Glasgow alle wie mein Grandpa Bill sprechen würden, doch in den ersten Wochen hörte ich diese spezielle Variante nur selten. Auch Clydes Mutter Ruth hatte einen Akzent, einen weichen, singenden Tonfall, den ich noch nie gehört hatte. Er komme daher, erklärte sie, dass sie an der Grenze zu England aufgewachsen sei. Mittlerweile erkenne ich alle Varianten des Glasgower Akzents bei Clydes Freunden, Verwandten und Kollegen, aber noch immer treffe ich nur selten jemanden, der so spricht wie mein Grandpa Bill.

Bis auf Großtante Rosemary. Ich gehe in die Küche, mit müdem Schritt jetzt wieder. Die Landkarte der Mundarten hat mich einmal mehr daran erinnert, dass ich hier fremd bin.

Der Laptop steht auf dem Tisch, daneben liegt ein Brief vom Innenministerium, an mich adressiert, oben in der Ecke das königliche Wappen. Ich öffne ihn. Knapp und nüchtern wird mir in wenigen amtlichen Sätzen mitgeteilt, dass mein Antrag auf Verlängerung meiner Arbeitserlaubnis ein weiteres Gespräch erforderlich mache. Es bestünden noch Bedenken hinsichtlich der von mir beantragten Aufenthaltsgenehmigung. Ich lese die beiden Absätze ein zweites Mal. Wie eine Woge steigt der Überdruß in mir hoch, überflutet mich, erzeugt einen Geschmack nach Galle in meinem Mund. Ich schaudere bei dem Gedanken, mich schon wieder rechtfertigen, irgendeinen misstrauischen Bürokraten davon überzeugen zu müssen, dass ich keine Gefahr darstelle, kein Risiko. Ich setze mich an den Tisch und hämmere wütend in die Tasten des Laptops, um mich bei Hotmail einzuloggen. Nur Junk-mails sind gekommen, und ich will mich schon wieder ausloggen, da entdecke ich eine Nachricht von Theo.

Sie ist typisch für meinen Bruder, trocken, präzise. Er teilt mir mit, dass Regan schwanger ist und wir Onkel werden, dass er aber nicht viel von dem Typen hält. Der werde sich nicht groß um das Kind kümmern. Hoffe, es geht dir gut, Dan, grüß Clyde von mir.

Ich höre, wie Clyde sich von seinem Vater verabschiedet, und zerknülle den Brief vom Ministerium schnell. Mit der anderen Hand schließe ich den Bildschirm.

Clyde tritt hinter mich, beginnt meine Schultern zu massieren und reibt sein Kinn an meinem Haar. Ich zwingen mich stillzuhalten, mir nicht anmerken zu lassen, dass ich seine Hände nicht an mir haben will. Ich wende alles an, was ich in jener weit zurückliegenden anderen Welt des Schwimmens gelernt habe, und bewege mich nicht, zügeln meinen Atem. Ich gebe nichts preis.

Clyde küsst mich auf den Kopf und lehnt sich ans Fensterbrett. »Was steht in dem Brief?« Es klingt gelassen, aber ich weiß, er brennt darauf zu hören, dass mein Visum verlängert worden ist, dass ich schon bald auf Dauer bleiben kann.

Ich zucke die Schultern. »Ach nichts, irgendwelcher Quatsch, dass ich's denen mitteilen muss, wenn sich bei mir was ändert.«

Er sagt nichts, aber sein Kinn sinkt ein wenig herab und verrät seine Enttäuschung. Ich atme, fasse nach seiner Hand, drücke sie fest. Dann muss ich sie loslassen.

»Dad möchte, dass wir im Sommer mit ihm und Wanda auf die griechischen Inseln fahren. Ich hab ihm gesagt, du hast nicht viel fürs Wasser übrig und wir sollten uns vielleicht was anderes überlegen.«

Da ist sie wieder, denke ich boshaft, diese verdammte Lässigkeit, mit der die Europäer Länder sammeln. »Ja. Ich glaub, es wäre nicht in Ordnung, wenn ich noch vor Mum nach Griechenland komme.«

Clyde ist überrascht. Ich bemerke einen aggressiven Zug um seinen Mund, aber er sagt nur: »Okay, dann fahren wir hin, wenn deine Eltern überkommen.«

Es gelingt mir nicht, meinen Atem zu kontrollieren, ihn gleichmäßig fließen zu lassen. Ich weiß nicht, woher dieser Zorn kommt, diese Gehässigkeit. Um mich zu beruhigen, um gegen die Beklemmung anzugehen, sage ich mir im Stillen wieder und wieder, Clyde ist zu gut für mich, der Mann ist zu gut für mich.

»Bitte?«

Er hat etwas gesagt, und ich habe nicht zugehört.

»Wanda sagt, sie hat vielleicht einen Job für dich. Nur für ein paar Monate. Du würdest dich um Jugendliche mit erworbener Hirnschädigung kümmern. Sie meint, du würdest das hervorragend machen.«

Clyde spricht hastig, und erst jetzt bemerke ich seine Nervosität, seine Unsicherheit. »Sie kennt die Leute dort, sie hat ihnen von dir erzählt. Die haben kein Problem damit, dass du nur ein befristetes Arbeitsvisum hast.«

Alle Freunde und Verwandten von Clyde möchten Normalität herstellen für ihn und mich. Sie möchten mir eine Arbeit besorgen, sie möchten, dass ich ein *richtiges* Leben führe.

»Klingt gut.« Ich nicke. »Ich rede mal mit ihr.«

Ich kenne Clyde. Ich merke, dass er noch etwas loswerden muss. »Da ist nur noch eine Kleinigkeit, eine polizeiliche Überprüfung. Da du mit Kindern arbeiten würdest, wird eine Überprüfung verlangt.«

»Dann mach ich's nicht.«

Clyde versucht mich festzuhalten. »Aber das ist kein Problem. Wanda kann mit ihnen reden, das klappt schon.«

»Nein.« Es kommt so aggressiv heraus, dass er zurückweicht.

»Ich will nicht, dass Wanda Bescheid weiß, verdammt noch mal, das hab ich dir doch gesagt. Ich mach's nicht.«

Jetzt ist es Clyde, der seinen Atem verlangsamt, seine Worte zügelt.

Ich wende mich wieder dem Laptop zu.

»Okay, Dan. Kein Problem.« Von neuem berührt er mich an der Schulter. Ich lasse es zu. »Wie war's bei Rosemary?«

Ich atme aus. »Das ist eine richtig nette Frau, wirklich. Sie will dich kennenlernen.«

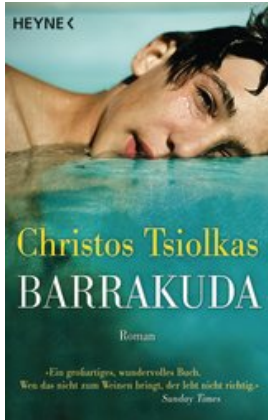
Clyde lächelt wieder. Er schlendert aus der Küche und sagt über die Schulter: »Klar, natürlich wird sie mich kennenlernen, sie wird mich so oft sehen, dass sie bald genug von mir hat. Linda und Brendan haben uns zum Abendessen eingeladen, ist das okay?«



»Ja, prima«, antworte ich matt.

Er schaltet den Fernseher im Wohnzimmer an, und ich höre die Nachrichten. Ich streiche das zerknitterte Schreiben glatt und lese es noch einmal, dann knülle ich es noch fester zusammen.

Ich werfe es in den Papierkorb, gehe nach nebenan und setze mich neben Clyde aufs Sofa. Draußen heult der Wind, und es regnet Bindfäden. Ich sitze neben Clyde, der in Glasgow glücklich und entspannt ist, und ich verschwinde ins Dasitzen und Fernsehen. Und ich weiß, ich weiß natürlich, dass es Zeit ist, nach Hause zurückzukehren.



Christos Tsiolkas

## **Barrakuda**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-41829-5

Heyne

Erscheinungstermin: September 2015

Für Daniel Kelly zählt nur eins: schneller zu schwimmen als jeder andere. Ein Sportstipendium öffnet ihm die Tür zu einer Eliteschule. Er trainiert wie besessen. Sein ganzes Leben ist auf den einen großen Traum ausgerichtet. Doch dann verliert er einen entscheidenden Wettkampf, und nichts ist mehr wie zuvor. Daniel beginnt, alles zu zerstören, wofür er je gekämpft hat. Christos Tsiolkas erzählt die berührende Geschichte eines Außenseiters und zeichnet das Bild einer modernen Leistungsgesellschaft, in der Scheitern und Erfolg nahe beieinanderliegen.

 [Der Titel im Katalog](#)